

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 6

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wandelt werden. Immer wieder variiert er diesen Satz. Ist das ein Friedensevangelium? Bis jetzt hat man immer den Bürgerkrieg als die furchtbarste Form des Krieges betrachtet. Tragisch berührt hier auch das Vertrauen auf die Revolution, womit das deutsche Proletariat dem russischen zu Hilfe kommen werde. Man hat dies besonders in Finnland erlebt!

Unsere Zimmerwald-Sozialisten können nichts Besseres tun, als diese Schriften ihrer Helden zu lesen und zu bedenken. Das mag ihnen gerade im jetzigen Augenblick zu wertvollem neuem Nachdenken verhelfen. Und die Verehrer des russischen Separatfriedens sollen sich besonders in jenen Satz vom Weltbürgerkrieg vertiefen und dann beurteilen, wie viel Ursache sie hatten, gerade von diesem Manne den Anstoß zum Weltfrieden zu erwarten.

Daß Lenin und Trotzky im übrigen zwei bedeutende Gestalten sind, spürt man auch aus diesen Dokumenten. Die Zukunft wird lehren, ob sie endgültig zu tragischen Helden werden oder nicht. Inzwischen ist die Lektüre dieses Büchlein eine politische Anregung von seltener Kraft.

L. R.

Rundschau.

Nachträgliches zur Abstimmung über die Bundessteuer. Wir haben in dem Kampfe um die direkte Bundessteuer geschwiegen. Denn wir waren etwas geteilten Herzens. Auf beiden Seiten waren Motive wirksam, die wir nicht billigen können. Die Gegner verteidigten zum guten Teil nur den Geldsack, dagegen stand auf Seiten der Anhänger eine Neigung zum Zentralismus, die wir nicht für glücklich halten. Uns scheint es kein Gewinn zu sein, wenn eine bureaukratische Zentralgewalt, deren Segnungen wir nun doch genugsam erfahren haben, noch weiter verstärkt wird. Auch wenn diese einst sozialistisch würde, wäre die Gefahr deswegen nicht beseitigt. Uns ist sehr fraglich, ob nicht in erster Linie die Kantone der Ort sind, wo die kommenden sozialen Umgestaltungen einsetzen müssen. Die Sozialdemokratie nimmt in der Frage, ob der Zentralismus oder der Föderalismus besser zum Sozialismus stimme, etwas zu rasch für den Zentralismus Partei. Die Sache ist nicht so ausgemacht. Es könnte sein, daß die Sozialdemokratie in diesem Punkte, wie in manchen andern, eher das Erbe des Radikalismus anträte, als aus dem eigensten Geist des Sozialismus dächte.

Ebensowenig ist es berechtigt, Föderalismus der Reaktion gleichzusetzen. Davor sollte schon der Umstand schützen, daß der Anarchismus, der doch sicherlich nicht einfach reaktionär ist, ein föderalistisches Ideal hat. Auch sind besonders von den welschen Vertretern des Föderalismus Viele keineswegs bloß Verteidiger des Geldsackes oder

Kantonesentums, sondern Idealisten und sozial viel aufgeschlossener als manche Zentralisten. Die großen Zentralisationen sind gewöhnlich mit großen Despotien verbunden gewesen. Man denke an das römische Reich, die römische Kirche, die Jesuiten, Ludwig XIV. und das preukische System.

Wenn wir daher gegen die Form, die der Vorschlag der direkten Bundessteuer angenommen hatte, gewichtige grundsätzliche Bedenken hatten, so bleibt doch bestehen, daß sie sachlich ein großes Recht für sich hatte. Es ist notwendig, daß die großen Vermögen die großen Lasten tragen. Es ist notwendig, daß unser Volk sich zu großen Aktionen der Solidarität aufraffe. Dafür gilt es die besten Formen zu finden. Diejenigen, die die vorgeschlagene abgelehnt haben, sind verpflichtet, eine richtigere zu finden, sonst wird man an die ideellen Motive ihrer Ablehnung nicht glauben. Wir Alle müssen uns an diese Aufgabe machen; sie ist so dringend als möglich. S. N.

Ein entscheidendes Dokument. Zu den Enthüllungen, die am einleuchtendsten die Schuld Deutschlands am Ausbruch des Krieges beweisen, gehört das Dokument, das wir hiermit unsern Lesern vorlegen. Dr. Wilhelm Mühlton, sein Verfasser, ist ein ehemaliger Mittdirektor der Firma Krupp, also ein Mann, der in sehr hoher Stellung den Großen dieser Erde nahe stand und in ihr Geheimnisse hineinsah. Davon angeekelt, hat er im schönsten Mannesalter alle äußern und innern Vorteile einer solchen Stellung, dazu die glänzendsten Ausichten auf politische Karriere aufgegeben und sich in die Schweiz zurückgezogen, um hier immer mehr den Kampf um die Wahrheit aufzunehmen, der allein Europa retten kann. Von seiner Schrift: „Die Verheerung Europas“, die dem gleichen Zwecke dient, wird anderorts gesprochen werden. Das vorliegende Schriftstück, das wir schon lange kennen, ist zuerst in Deutschland an die Öffentlichkeit gekommen. Die deutschschweizerischen Zeitungen, diese getreuen Hüter der Wahrheit, haben es größtenteils entweder todgeschwiegen oder nur bruchstückweise gebracht. Wir veröffentlichen es darum vollständig, als anschauliches Beispiel davon, wie ganz anders die Wahrheit aussieht, als die offizielle Legende. Man hat sich gegen Mühlton nicht anders zu helfen gewußt, als indem man ihn als pathologischen Neurastheniker erklärte. „Pathologisch“ zu sein, wird jetzt ein Ehrentitel. Wer Dr. Mühlton kennt, ist einstimmig in dem Urteil, daß er ein außerordentlicher, intellektuell und ethisch gleich hoch stehender Mensch sei.

Das Dokument lautet wörtlich:

Mitte Juli 1914 hatte ich, wie des öfteren, eine Besprechung mit Dr. Helfferich, dem damaligen Direktor der Deutschen Bank in Berlin und heutigen Stellvertreter des Reichskanzlers. Die Deutsche Bank hatte eine ablehnende Haltung gegenüber einigen großen Transaktionen eingenommen (Bulgarien und Türkei), an denen die Firma Krupp aus geschäftlichen Gründen (Lieferung von Kriegsmaterial) ein lebhaftes Interesse nahm. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte mir Dr. Helfferich schließlich den folgenden: Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall ab-

warten, ehe sie sich im Ausland weiter engagiert. Die Oesterreicher (sic!) sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in acht Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter sofortiger Genugtuungen verlangt werden, andernfalls Oesterreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt.

Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen Oesterreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen österreichisch-ungarischen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache auch er mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Die Oesterreicher seien über diese entschlossene Haltung des Kaisers sehr befriedigt gewesen.

Als ich Dr. Helfferich daraufhin sagte, diese unheimliche Mitteilung machte meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Rußland und Frankreich die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion.

Dies war die erste Mitteilung, die ich erhielt, über die Besprechung des Kaisers mit den Bundesgenossen. Ich kannte Dr. Helfferichs besonders vertrauensvolle Beziehungen zu den Persönlichkeiten, die eingeweiht sein mußten, und die Verlässlichkeit seiner Mitteilung. Deshalb unterrichtete ich nach meiner Rückkehr von Berlin unverzüglich Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich damals als Mitglied angehörte. Dr. Helfferich hatte mir dies übrigens ausdrücklich erlaubt. (Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtsrat der Firma Krupp zu nehmen.) Von Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitze solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung, daß die Leute von der Regierung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann folgendes: Er sei selbst beim Kaiser dieser Tage gewesen. Der Kaiser habe auch ihm von der Besprechung mit den Oesterreichern und deren Ergebnis gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben würde, seinem Direktorium davon Mitteilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Helfferichs seien richtig. Dieser scheine freilich noch mehr Details zu wissen, als er, Bohlen, selbst. Die Lage sei in der That sehr ernst. Der Kaiser habe ihm persönlich gesagt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal werde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Falle werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeit vorwerfen können, habe sogar fast komisch gewirkt.

Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien denn auch das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war zu dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß ich Ton und Inhalt des Ultimatus geradezu ungeheuerlich fände. Dr. Helfferich aber meinte, das klinge nur in der deutschen Uebersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen, und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch, daß der Kaiser nur zum Schein auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich in jederzeit erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung halte. Nun müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Oesterreicher, die auf eine Annahme des Ultimatus natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die andern Mächte Zeit fänden, sich hineinzumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon so getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache Tag für Tag sehr bedeutende Beträge aus.

Als bald nach dem Wiener Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regierung Erklärungen dahin ab, daß Oesterreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe,

ohne Vorwissen Deutschlands. Bei dem Versuche, diese Erklärungen mit den obgenannten Vorgängen überhaupt vereinigen zu wollen, blieb nur etwa die Lösung, daß der Kaiser sich schon festgelegt hatte, ohne seine Regierung mitwirken zu lassen, und daß bei den Besprechungen mit den Oesterreichern deutscherseits davon abgesehen wurde, den Wortlaut des Ultimatus zu vereinbaren. Denn daß der Inhalt des Ultimatus in Deutschland ziemlich genau bekannt war, habe ich oben gezeigt. Herr Krupp von Bohlen, mit dem ich über diese wenigstens der Wirkung nach lügnerischen deutschen Erklärungen sprach, war davon gleichfalls wenig erbaut, weil in einer so schwerwiegenden Angelegenheit Deutschland doch keine Blankovollmacht an einen Staat wie Oesterreich-Ungarn hätte austheilen dürfen, und es Pflicht der leitenden Staatsmänner gewesen wäre, sowohl vom Kaiser wie von den Bundesgenossen zu verlangen, daß die österreichischen Forderungen und das Ultimatum an Serbien auf das eingehendste diskutiert und festgelegt werden und gleichzeitig das genaue Programm des weiteren Vorgehens überhaupt. Gleichviel auf welchem Standpunkte man stehe, man dürfe sich doch nicht in die Hände der Oesterreicher geben, sich Eventualitäten aussetzen, die man nicht vorher berechnet habe, sondern hätte an seine Verpflichtungen entsprechende Bedingungen knüpfen müssen. Kurz, Herr von Bohlen hielt die deutsche Ablehnung eines Vorwissens, falls in ihr eine Spur von Wahrheit stecke, für einen Verstoß gegen die Anfangsgründe diplomatischer Staatskunst und stellte mir in Aussicht, er werde mit Herrn von Jagow, dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der ein besonderer Freund von ihm war, in diesem Sinne reden. Als Ergebnis dieser Besprechung teilte mir Herr von Bohlen folgendes mit: Herr von Jagow sei ihm gegenüber fest dabei geblieben, daß er an dem Wortlaut des österreichisch-ungarischen Ultimatus nicht mitgewirkt habe und daß eine solche Forderung von Deutschland überhaupt nicht erhoben worden sei. Auf den Einwand, das sei doch unbegreiflich, habe Herr von Jagow erwidert, daß er als Diplomat natürlich auch daran gedacht habe, ein solches Verlangen zu stellen. Der Kaiser habe sich aber in dem Zeitpunkt, in dem Herr von Jagow mit der Angelegenheit befaßt wurde und hinzugezogen wurde, schon so festgelegt gehabt, daß es für ein Vorgehen nach diplomatischem Brauch schon zu spät und nichts mehr zu machen gewesen sei. Die Situation sei so gewesen, daß man mit Verklausulierungen gar nicht mehr habe kommen können. Schließlich habe er, Jagow, sich gedacht, die Unterlassung werde auch ihr Gutes haben, nämlich den guten Eindruck, den man in Petersburg und Paris deutscherseits mit der Erklärung machen könne, daß man an dem Wiener Ultimatum nicht mitgearbeitet habe.

Den Kommentar zu diesem Aktenstück, das eine geschichtliche Berühmtheit bekommen wird, möge der Leser im Einzelnen sich selbst machen. Er zeigt, wie Völker angelogen werden. Aus dem angeblichen, d. h. vorgeschwindelten Aufenthalt des Kaisers im Norden bewies man, daß Deutschland von dem geplanten „Ueberfall“ keine Ahnung gehabt habe. Man behauptet, die deutsche Regierung habe von den Bedingungen, die Oesterreich Serbien gestellt, nichts gewußt und das ist auch wahr, da sie nämlich mit dem Kaiser verabredet worden waren! Diese Bedingungen waren mit Absicht so gestellt, daß sie nicht angenommen werden konnten. Der Kaiser rechnete dabei mit einer russischen Mobilisation und war entschlossen, sie sofort durch die Kriegserklärung zu beantworten, er brannte förmlich darauf! Und so fort!

So sieht die Wahrheit aus. Wenn die Völker sie einmal erfahren, dann muß der Krieg daran zu Grunde gehen. Darum können die, welche dieses Ziel im Auge haben, nichts Besseres tun, als die Wahrheit zu verbreiten.

Keine Fremdenhetze! Von verschiedenen Seiten her haben wir die Klage gehört, daß die Gereiztheit gegen die Fremden in der Schweiz einen bedrohlichen Grad erreicht habe. Ein hochangesehener Fremder, dessen Anwesenheit der Schweiz zur Ehre gereicht, schreibt uns darüber z. B. Folgendes:

Der Kampf gegen die Auswüchse des Fremdentums, den die Schweiz jetzt zu führen hat, ist begreiflich. Der Krieg hat allenthalben den Schlamm auf die Oberfläche geworfen. Sie merken das auch in Ihrem, vom Krieg äußerlich verschont gebliebenen Land. Sie haben sich gegen üble Erscheinungen zu wehren und niemand wird den Schweizern daraus einen Vorwurf machen. Aber der Kampf, der sich gegen die unliebsamen Auswüchse richtet, wird heute in der Schweiz mit einer solchen Heftigkeit geführt, daß abgesehen von einer dünnen Intellektuellenschicht niemand mehr einen Unterschied macht. Dem Volk in seiner Masse — und dieser Begriff ist ziemlich weit zu stecken — ist heute jeder Fremder Schieber, Hamsterer, Brotwegesser, Hezer u. dgl. Es wird nicht mehr unterschieden, und auf dem Markt, im Verkehr, in Läden u. s. w. merkt heute jeder ein gewisses Uebelwollen und einen versteckten, manchmal gar offenen Zorn. Das nimmt einen Umfang an, der die Schweiz in die Gefahr bringt, ost-europäische politische Methoden zu erleben.

Fremde können sich dagegen nicht wenden. Es muß von angesehener Schweizer Seite ein Protest und eine Warnung kommen, dahingehend, das Kind nicht mit dem Bad auszugießen, mit der berechtigten Abwehr gegen üble Erscheinungen nicht zu einem, dem Jahrhundert und vor allem, der Tradition der Schweiz, der Tradition aller Demokratie hohnsprechenden Fremdenfeindschaft zu kommen. Es muß einmal von Schweizer Seite offen und eindringlich gesagt werden, daß schließlich nicht alle Fremden hier im Lande Schieber sind, daß sie auch nicht Brotwegesser sind, da an ihrer Statt so und soviel Schweizer in den fremden Ländern Brot und Stellung finden. Es geht doch nicht an, daß man in großen Schweizerblättern die Fremden ob ihrer Nasen und abstehenden Ohren, ob ihres angeblichen Müßiggangs angreift und in denselben Blättern in großen Sonderbeilagen die Hebung des Fremdenverkehrs zu fördern sucht. Es wirkt zum mindesten verstimmend, wenn große Hotels, wie ich es heute gesehen habe, die Liste der bei ihnen wohnenden Fremden anzeigen und da mit den zahlreichen Fürstlichkeiten und Exzellenzen prozen, die diese Liste aufweist, wenn der Nicht-Fürst, die Nicht-Exzellenz, der nicht-Autofahrende Fremde auf der Straßenbahn und in den Geschäften schlecht und gehässig behandelt wird. Soll etwa die Schweiz in den Ruf kommen, daß sie nur die armen Teufel als Unerwünschte bezeichnet, die Palace-Hotel-Bewohner aber als sehr erwünscht ansieht, so unerwünscht gerade deren Tätigkeit und sittliche Höhe sein mag?

Es würde zu weit führen, das Bedenkliche, das Schädliche, das in höchstem Maße Bedauerliche und den Widerspruch hier im vollen Umfang anzuführen. Ich wende mich ja gerade an Sie, sehr verehrter Herr Professor, weil ich weiß, daß Sie genau erkennen, daß man der wirtschaftlichen und intellektuellen Ueberfremdung nicht dadurch vorbeugt, daß man Haß und Verachtung über alles zu gießen sucht, was nicht heimatberechtigt ist. Und andererseits glaube ich, daß ich gerade das Wort in dieser Sache ergreifen kann, denn ich selbst habe unter dem Fremdenhaß bis jetzt nicht zu leiden. Aber es gibt sehr viele, sehr bedauernswerte Menschen, die darunter leiden. Die Menschen, die heute in die Schweiz kommen, sind nur zu einem geringen Bruchteil Geschäftemacher und berufsmäßige Müßiggänger. Es sind fast durchwegs Kranke. Zum Teil körperlich Kranke, zum übergroßen Teil Seelischkranke, die an dem verfaulenden Europa leiden und an der gesunden, erquickenden, geistig und politisch frischen Schweiz genesen möchten. Diese Kranken verdienen noch mehr das Mitleid als diejenigen, die zu den Berghöhen wallfahren, zu den Quellen pilgern; denn ihr Leid und ihr Leiden scheint unheilbar zu sein. Daß aber gerade jene Leute, die an dem heutigen Europa erkrankt sind, zu den Besten zählen, sollten Ihre Landsleute erfahren. Sie sind es ja gerade, die sich in der Atmosphäre der Fäulnis, die sich in den kriegführenden Ländern verbreitet, nicht

wohl fühlen, die den Goldrausch dort nicht mitmachen wollen, und keine Gemeinschaft haben wollen mit der Gemeinheit und Niedrigkeit, die sich in ihren Heimatländern jetzt überall breit macht. Ist es schweizerisch, soll es christlich, soll es demokratisch sein, gerade diese Vermissten, diese Heimat- und Zeitlosen zu beschimpfen und zu beschmutzen, weil auch ein paar räudige Schafe mit ihnen die Grenze passiert haben?

Wir können die in diesen Aeußerungen enthaltenen Ausfagen nur von Herzen unterstützen und ihnen Beachtung und Verbreitung wünschen. Nur wenige Bemerkungen wollen wir beifügen.

Daß es in der Schweiz zu einer Bewegung gegen die Fremden kommen werde, haben wir erwartet. Es ist begreiflich, ja in gewissem Sinne notwendig. Denn wir sind im Begriffe, von den Fremden überflutet zu werden. Es besteht eine ganze Fremdherrschaft unter uns. Kein Volk der Erde ist in dieser Beziehung so stark gefährdet wie wir. Aber es war auch zu erwarten, daß die Gegenbewegung, wenn sie einmal komme, verkehrte Formen annehmen werde. Fast immer schwimmt bei solchen Fluten der Unrat vornen und obenauf. Es ist anzunehmen, daß gegenwärtig der Gedanke an die Lebensmittel, also, grob, etwas zu grob ausgedrückt, der Futterneid bei dieser Verstimmung gegen die Fremden eine größere Rolle spiele als das nationale Gefühl. Denn man hat nichts davon gehört, daß einige Tausende und Zehntausende von Abonnenten den „Zürcher Tagesanzeiger“, das „Bernener Tagblatt“, die „Zürcher Post“ oder sonst eines der zahlreichen Blätter dieser Art zurückgeschickt hätten, oder daß einigen Hunderten von politischen Agenten der Stuhl vor die Türe gesetzt worden wäre; man hat nichts davon gehört, daß man in gewissen Gasthöfen und Restaurants gegen geldbeutelsschwere Fremde weniger devot sei als zuvor.

Eine Fremdenhege wird immer das Gegenteil von dem erreichen, was uns not tut: sie wird das Gesindel verschonen, aber die Besten vertreiben, deren Anwesenheit uns Ehre und Segen ist. Wir meinen es umgekehrt: wir wollen nicht Gereiztheit gegen jeden Fremden, besonders die Armen, sondern mehr schweizerischen Stolz und dann mehr Gastlichkeit. Wir wollen die Umkehrung des jetzigen Zustandes, wo man sich am einen Ort vor den Fremden bückt und sich dann am andern durch eine Hege entschädigt. Wir wollen unser Schweizerhaus von fremder Anmaßung und fremder Beschmutzung reinigen, damit es jedem edlen Fremden darin wohler sei als jetzt; wir wollen es befestigen, damit es erst recht ein Asyl Europas sein könne. L. N.

Verständigung oder Propaganda. Gar sehr gegen meinen Willen muß ich nochmals auf meine Auseinandersetzung mit Professor Deißmann und seinen „Wochenbriefen“ zurückkommen. Denn in deren letztem Stücke finden sich Auslassungen gegen mich, die nicht ganz ohne Antwort bleiben dürfen.

Wen der ganze Streit nicht interessiert, braucht diese Seiten nicht zu lesen. Ich will jedoch versuchen, in diese Auseinandersetzung möglichst viel Grundsätzliches und sachlich Wichtiges zu legen.

Eins ist an Deißmanns Antwort sehr beruhigend für mich. Ich hatte auf Grund seiner eigenen Klage und einiger Aeußerungen von Freunden Angst bekommen, daß ich dem Manne Unrecht getan habe. Er hatte in Aussicht gestellt, sich nicht auf „vorevangelische“ Weise gegen mich zu benehmen, wie auch der Wortlaut meiner Anklage sei. Ich erwartete daraufhin eine Antwort im Sinne einer „Verständigung“. Das Material hiefür fehlte ihm nicht. Er konnte, wenn er wollte, wissen, aus was für Motiven meine Bemerkungen gegen ihn geflossen seien. Ich hätte ihm dann gerne volle Genugthuung gegeben und er selbst hätte durch ein zur rechten Stunde kommendes Beispiel beweisen können, daß er wirklich ein Mann der „Verständigung“ sei. Leider hat er diese glänzende Gelegenheit gründlich versäumt. Denn er hat in seine Antwort soviel Gift und Galle gegossen, als das Gefäß nur fassen mochte.

Ich möchte zu dem Handel Folgendes bemerken:

Es scheinen sich bei uns da und dort Einige über diese Sache, die es wirklich nicht verdient, aufgeregt zu haben, meinend, es sei Deißmann Unrecht geschehen. Da darf ich denn schon die Frage stellen: Wer regt sich auf, wenn mir selbst in Deutschland und in der Schweiz ungleich Schlimmeres geschieht und zwar, ohne daß ich der Angreifer gewesen wäre wie Deißmann? Und wer regt sich auf, wo große Dinge in Frage kommen, wo es sich um Sachen handelt? Die Armenier und Serben dürfen ausgerottet, die Belgier vergewaltigt und geplündert werden und tausend Dinge dieser Art — umsonst warten wir auf Protest und Empörung. Wir sind offenbar ein so selbstisches und moralisch rückenmarklahmes Geschlecht geworden, daß wir nur in Feuer geraten, wenn entweder wir selbst oder unsere Zunft und Clique angetastet zu werden scheinen. Darum meinen wir natürlich auch, daß es keine andere Erregung geben könne, als eine aus „persönlicher Empfindlichkeit“.

Ich stelle aber meinerseits fest, daß ich in diesem Handel, den ich, in ungleich größeren Kämpfen begriffen, bloß als eine nebensächliche Episode betrachte, durchaus keine persönlichen Interessen gehabt habe. Meine Person kam nicht in Frage. Sie war nicht angetastet. Ich war nicht beleidigt, eher umgekehrt! Wahrhaftig, wer auch nur eine Ahnung davon hätte, was ich seit vielen Jahren fortwährend an Angriffen jeden Stils gegen mich stillschweigend extrage, und ohne daß jemand sich veranlaßt sähe, dagegen etwas zu tun, der erhöbe keinen Lärm, wenn ich einmal dreinschlage und schöbe es nicht auf irgend ein „persönliches“ Motiv. Wenn ich in diesem Falle etwas sagte, während ich sonst schweige, so handelt es sich nicht um meine Person, sondern um eine Sache.

Was für eine?

Um Zweierlei war es mir zu tun. Ich war erzürnt über den Mißbrauch der edlen Sache einer „Verständigung“. Deißmanns

„Wochenbriefe“, die auch ich am Anfang mit der gleichen gespannten Hoffnung begrüßte, wie alles, was an neuem Geist aus Deutschland kommt, waren mir eine wachsende Enttäuschung. Sie waren eben für mich „Propaganda“, d. h. Eintreten für den offiziellen deutschen Standpunkt und Werben für ihn. Das ist's nämlich, was ich „Propaganda“ nenne. Das mir Aergernisse daran war, daß Deißmann dies nicht offen sagte; ich hätte mich dann nicht im geringsten aufgeregt. Es ist dabei wohl möglich, daß er sich selbst über den Charakter seines Tuns nicht klar war. Bewußte Heuchelei wollte ich ihm darum nicht vorwerfen. Ich weiß aus Erfahrung, wie sich gerade bei diesen deutschen Wortführern die Motive oft wunderbarlich durcheinanderschieben. Nicht Betrug Anderer war's, sondern Selbstbetrug. Es ist denn auch Deißmann nicht möglich gewesen, meine Vorwürfe auch nur im geringsten zu widerlegen. Nie ist in seinen Briefen etwas Anderes gestanden als eine Verteidigung des deutschen Standpunkts, nie ein Wort der Kritik am offiziellen Deutschland und seinen Taten. Und dies soll, wenn fürs Ausland bestimmt, nicht „Propaganda“ sein?

Schon der erste Angriff auf mich war ein besonders klarer Beweis seiner wahren Tendenz. Wäre es ihm um „Verständigung“ zu tun gewesen, so hätte er vor allem die Motive meiner Mitunterzeichnung jenes Telegramms prüfen müssen, wozu ihm meine Antwort an den Pfarrer Wolfer gedient hätte, von deren Vorhandensein er Kenntnis hatte. Auch ein persönlicher Briefwechsel mit mir wäre nahe gelegen und ich hätte ihm gewiß gern Rechenschaft abgelegt. Das wäre „Verständigung“ gewesen. Statt dessen hat er einfach eine Zensur über mich ausgesprochen, meine Motive verkennend, und das nenne ich, wenn es fürs Ausland bestimmt ist, Propaganda. Was wäre es denn sonst? Durch diesen Stil aber wird das ganze Unternehmen zur Unwahrheit. Diese regt mich stets am meisten auf, wenn sie in religiöser Form auftritt. Dazu habe ich von der ganzen Propaganda dieser Art längst genug und übergenug. Sie ist eines der stärksten Hemmnisse des Friedens. Denn sie zerstört den letzten Rest des Vertrauens, sie macht auch die Verständigungsversuche verdächtig.

Ich habe mich auch darüber aufgehalten, daß ein Ausländer sich erlaubt, in einem „Brief“ an das Ausland, auch an Schweizer, über mein politisches Verhalten zu Gericht zu sitzen. Als Schweizer habe ich mich gewehrt, nicht als Magaz. Wir sind es längst satt, uns vom Auslande unser politisches Tun vorschreiben zu lassen. Ob meine Unterzeichnung jenes Telegramms Deißmann gefiel oder nicht, war seine Sache; ich bin Schweizer und nicht Deutscher und weiß, was ich tue. Dieses Dreinreden soll einmal aufhören. Dieses Dreinreden wars, das ich mit scharfen Worten zurückwies, im Namen unserer nationalen Ehre, deren Behütung der deutsche Professor — nebenbei bemerkt — füglich uns überlassen darf.

Das alles konnte Deißmann aus jenen Heften der Neuen Wege, von denen ich annehmen muß, daß er sie vollständig erhalten hat, erfahren. Er konnte erfahren, wie sich mir die deutsche Propaganda darstellt, die ich wohl besser kenne als er. Er konnte erfahren, wie mich und meine Freunde jene Ereignisse im Osten und ihre Folgen im Westen trafen, wie sie uns ans Leben gingen. Er konnte erfahren, wie wir jenen „Frieden“ beurteilten und er hätte auch hintenher erkennen können, wie viel Grund wir für unsere Auffassung hatten. Es hätte ihm eine Ahnung aufgehen können, was für einen Eindruck es auf uns macht, wenn wir diese deutschen Vertreter Christi jegliche Schändlichkeit ihrer Regierung billigen sehen, auch wenn viele andern Deutschen sie aufs stärkste verurteilen. Er hätte bedenken können, daß der in all seinen Hoffnungen Getroffene wohl ein heftiges Wort sagen darf, für das der Sieger keine Entschuldigung hat.

Aber von alledem läßt Deißmann seine Leser nichts wissen. Und ein solcher Mann will „Verständigung“ treiben! Oder hat er die Hefte nicht ganz bekommen, meinen „Brief“ nicht gelesen? Dann kann er ja gar nicht urteilen! Indes genügt zur Charakteristik seiner Methode ein Zug: Er greift jenes Wort vom „ehrlosen Tropf“ heraus, mit dem ich einen, mir damals völlig unbekanntem, schweizerischen Brieffschreiber bezeichnete, der sich, wie ich nach vielen, analogen Fällen annehmen mußte, Deißmann als „gutgesinnt“ empfohlen hatte. Deißmann tut, als ob ich das Wort darum gebraucht hätte, weil der Korrespondent sich zu andern Ansichten als die meinigen bekenne. Es liegt aber ganz klar, wie ich's gemeint habe: ich habe mich mit jenem Worte gegen die Sakaiengesinnung gewendet, die immer bereit ist, aus der Schweiz heraus, sobald ein Landsmann draußen mißfällig geworden ist, zu versichern, daß man selbst besser sei. Von dieser Art habe ich in den letzten vier Jahren so viel erlebt und beobachtet, daß ich mir schon erlauben darf, sie deutlich zu kennzeichnen. Sie ist nationale Ehrlosigkeit, dabei bleibe ich. Auch wenn der Brieffschreiber anders denkt als ich, was selbstverständlich sein gutes Recht ist, so soll er nicht gehen und dem Ausländer sagen: „Siehe, ich bin denn nicht so!“ Daß dies geschehen sei, mußte ich annehmen, habe dann aber erfahren, daß Deißmann einen Brief gegen die Meinung des Autors, der nicht an Veröffentlichung dachte, zitiert hat und daß dieser Brief als Ganzes einen andern Sinn hatte. Das ist Deißmanns Schuld, nicht meine. Uebrigens scheint es nicht an andern Briefen aus der Schweiz gefehlt zu haben, die jenes Wort reichlich verdienen.

Ich nagle einmal dieses ganze Treiben fest. Es gehört zum Traurigeren in dieser an allgemeinem und schweizerischem Elend so reichen Zeit. Jenen deutschen Richtern über unsere politische Haltung sage ich noch einmal: „Laßt uns in Ruhe; wir sind Schweizer. Was wir politisch denken und tun, ist unsere Sache! Ihr dürft es mißbilligen, aber bei Euch, nicht bei uns!“

Und nun noch Eins: Deißmann erlaubt sich, mir wegen jenem Ausdruck, den er mißdeutet, „Pfaffentum“ vorzuwerfen. Pfaffentum nun ist nach meiner Auffassung da vorhanden, wo man unter der Miene christlicher Sanftmut und Ueberlegenheit alle Gehässigkeit übt. Das ist das Abstoßendste an Deißmanns Benehmen: er tut, als ob er nur so von der Höhe der Bergpredigt her rede und stopft doch seinen Artikel mit Beleidigung und Rache voll. Auch das ist etwas, was wieder einmal aufgedeckt werden muß. Wenn wir voll Gift und Galle sind, dann wollen wir doch nicht tun, als ob wir voll Milch und Honig wären. Wir wollen doch in Liebe und Zorn vor allem ehrlich sein und den Pharisäern aller Arten überlassen, liebevoll zu tun und gehässig zu sein. Ich meinerseits wäge leider öfters nicht jedes Wort auf seine Wirkung ab, in der manchmal etwas naiven Meinung, daß man merken werde, wie ich's meine, und werde dann schärfer, als ich wollte, aber dafür übe ich auch keine Verstellung. Ich rede und schreibe, wie ich denke, nicht besser und nicht schlechter. Aber gerade die Art Deißmanns zeigt mir leider, daß es ihm an einer Eigenschaft fehlt, die ein Mann der Verständigung haben müßte. Denn eine solche wird nur zustande kommen durch einen Bund der Liebe mit der Wahrheit.

Darum werden auch nicht diese Art Theologen das Werk verrichten, die keinen Hauch gegen das, was bei ihnen offiziell geschieht, zu tun wagen und gegen Verbrechen, die die Weltgeschichte in ihre schwärzesten Blätter eintragen wird, kein Wort der Mißbilligung haben und dann kommen und tun, als ob nichts geschehen wäre. Dazu sind die Abgründe zu tief. Sie mögen ein paar Neutrale noch neutraler machen oder auch noch weniger neutral, aber jene Brücke schlagen werden Männer wie Förster, Nikolai, Mühlton, Lichnowsky, Bernstein, Liebknecht und all ihre Mitkämpfer. Die treiben Verständigung, nicht Propaganda! Sie sind eine Ehre des deutschen Volkes und — zum Teil — auch des Christentums! L. Ragaz.

Büchertisch.

Die Freiheitsidee in der Gegenwart. Vortrag von Prof. Dr. A. Egger. Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Dieser Vortrag, den wir schon lange hätten anzeigen sollen, gehört zu den allerbesten schweizerischen Erweckungsschriften. Es weht Bergwind darin. Wir können ihn allen denen, die sich nach solchen sehnen, von Herzen empfehlen. Besonders kann er der Jugend eine Fackel sein. L. R.

Redaktion: Viz. J. Matthieu, Gymnasiallehrer in Zürich; L. Ragaz, Professor in Zürich; E. Stückelberger, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Ragaz zu senden. — Druck und Expedition von R. G. Zbinden in Basel.